

dtv

Nach einem weiteren Alkoholabsturz entschied sich Jack London im Jahr 1912, einen Roman über seinen Weg in die Sucht niederzuschreiben. Er trug den passenden Untertitel: »Alcoholic Memoirs«. Der Schriftsteller, dem diese Arbeit besonders am Herzen lag, beschreibt darin seine ersten Begegnungen mit dem Alkohol, dessen Wirkung auf ihn und letztlich auch seine Abhängigkeit. Sein 1913 erschienenes Werk, das damals als Sensation galt, zeichnet ein äußerst persönliches Porträt des Schriftstellers, dessen vielbewegtes Leben hier seinen Niederschlag findet. »König Alkohol« ist ein selbstkritisches und hellsichtiges Buch, das in der Neuübersetzung von Lutz-W. Wolff seine Faszination und Aktualität voll entfaltet.

*Jack London*, am 12. Januar 1876 als John Griffith Chaney in San Francisco geboren, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und schlug sich zunächst als Fabrikarbeiter, Seemann und Landstreicher durch. Später holte er die Highschool nach und begann zu studieren. Doch bald schon zog es ihn als Goldsucher nach Alaska. Zurück in Kalifornien stellten sich mit seinen Tiergeschichten und Erzählungen über das harte Leben einfacher Menschen der Arbeiterklasse literarische Erfolge ein. Er starb am 22. November 1916 im Alter von nur vierzig Jahren auf seiner Ranch in Glen Ellen an Nierenversagen.

Der Übersetzer *Lutz-W. Wolff*, geboren 1943 in Berlin, promovierte 1969 über Heimito von Doderer. Er arbeitete als Lektor, Rundfunkredakteur, Verlagsleiter und Übersetzer und lebt in Berlin.

Jack London

# König Alkohol

Roman

Neu übersetzt, mit einem Nachwort,  
Anmerkungen und einer Zeittafel  
von Lutz-W. Wolff

dtv

Von Jack London  
sind bei dtv außerdem erschienen:

Lockruf des Goldes (13886)

Wolfsblut (14239)

Der Ruf der Wildnis (14277)

Der Seewolf (14364)

Martin Eden (28081)

Titel der Originalausgabe:

›John Barleycorn‹

New York 1913

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Neuübersetzung 2014

3. Auflage 2017

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Helena Schneider

unter Verwendung eines Fotos von

Arcangel Images/Tim Robinson

Gesetzt aus der Rotis Serif 9,25/13'

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14326-4

## Kapitel 1

Richtig begriffen habe ich es am Tag dieser Abstimmung. Es war ein warmer kalifornischer Nachmittag, und ich war von meiner Ranch in die kleine Siedlung im Mondtal hinuntergeritten, um zu einer Fülle von Änderungsvorschlägen zur Verfassung des Staates Kalifornien Ja oder Nein zu sagen. Weil es ein heißer Tag war, hatte ich schon ein paar Drinks gehabt, als ich meine Stimme abgab, und danach noch ein paar. Dann war ich wieder über die rebenbedeckten Hügel und die schwingenden Weiden hinaufgeritten und kam gerade rechtzeitig zu einem weiteren Drink vor dem Essen auf der Ranch an.

»Wie hast du zum Frauenwahlrecht abgestimmt?«, fragte Charmian.

»Ich habe dafürgestimmt.«

Es folgte ein Ausruf der Überraschung von ihr. Denn ich muss zugeben, dass ich in meinen jüngeren Jahren trotz meiner glühend demokratischen Gesinnung gegen das Frauenwahlrecht gewesen bin. Erst in meinen späteren und toleranteren Jahren habe ich es ohne Begeisterung als unvermeidliches gesellschaftliches Phänomen akzeptiert.

»Und warum genau hast du dafürgestimmt?«, fragte Charmian.

Ich antwortete. Ich antwortete sehr ausführlich. Ich antwortete voller Empörung. Und je länger ich antwortete, desto größer wurde meine Empörung. (Nein, ich war nicht betrunken. Das Pferd, auf dem ich geritten war, hieß zu Recht »The Outlaw«. Den möchte ich sehen, der es betrunken reitet.)

Und doch war ich – wie sagt man? – »angeregt«. Ich fühlte mich gut. Ich war angenehm angeklingelt.

»Wenn die Frauen das Wahlrecht erhalten«, sagte ich, »werden sie für ein Alkoholverbot stimmen. Es sind die Ehefrauen und Schwestern und Mütter, und nur sie, die den Sarg von John Barleycorn zunageln werden –«

»Aber ich dachte immer, du wärst ein Freund von John Barleycorn«, warf Charmian ein.

»Das bin ich. War ich. Bin ich nicht. Nie gewesen. Am wenigsten bin ich sein Freund, wenn er bei mir ist und wenn es so aussieht, als wäre ich wirklich sein engster Freund. Er ist der König der Lügner. Er ist der ehrlichste Kündler der Wahrheit. Er ist der herrlichste Gefährte, wenn man mit den Göttern wandelt. Er steht aber auch im Bund mit dem Nasenlosen, dem Sensenmann. Sein Weg führt zur nackten Wahrheit, zum Tod. Er schenkt uns klare Sicht und trübe Träume. Er ist der Feind des Lebens und ein Lehrer von Weisheit jenseits der Weisheit des Lebens. Er ist ein Mörder mit blutigen Händen und schlachtet die Jugend.«

Charmian sah mich an, und ich wusste, sie fragte sich, wo ich das herhatte.

Ich fuhr fort zu reden. Wie ich schon sagte, ich war angeregt. Jeder Gedanke in meinem Gehirn war an seinem Platz. Jeder Gedanke lauerte fertig angezogen an der Tür seiner Zelle wie ein Gefangener um Mitternacht, der auf den Ausbruch wartet. Und jeder Gedanke war eine Vision, hell erleuchtet, scharf umrissen und unmissverständlich.

Mein Gehirn war vom scharfen, weißen Licht des Alkohols erleuchtet. John Barleycorn war auf einem Amoklauf der Wahrheit und verriet die ausgewähltesten Geheimnisse über sich selbst. Und ich war sein Sprecher. Es zogen zahllose Erinnerungen an mein vergangenes Leben herauf, alle ordentlich aufgestellt wie bei einer Parade. Ich brauchte nur zu wählen. Ich war der Herr der Gedanken, der Meister meines Vokabulars und der Gesamtheit meiner Erfahrung, jederzeit in der Lage, meine Fakten auszuwählen und meine Exposition aufzubauen. Denn so versteht John Barleycorn uns zu täuschen und zu verlocken, er bringt die Würmer des Verstandes zum Nagen, flüstert uns seine fatalen Wahrheiten ein und öffnet rosenfarbene Wege im Einerlei unserer Tage.

Ich legte Charmian mein ganzes Leben dar und erklärte ihr das Wesen meiner Persönlichkeit. Ich war kein erblicher Alkoholiker. Bei meiner Geburt hatte ich keine organische oder chemische Neigung zum Alkohol. In dieser Beziehung war ich ganz normaler Angehöriger meiner Generation. Den Geschmack am Alkohol musste ich erst erlernen. Schmerzlich erlernen. Alkohol war ein abscheuliches Zeug – widerlicher als jede Arznei. Bis heute mag ich seinen Geschmack nicht. Ich trank ihn nur wegen des »Kicks«. Aber im Alter von fünf bis fünfundzwanzig war mir der Kick noch egal. Eine widerwillige Lehrzeit von zwanzig Jahren war nötig gewesen, um mein rebellisches System dahin zu bringen, dass ich den Alkohol ertrug und das Verlangen danach bis in mein tiefstes Inneres vordrang.

Ich skizzierte meine ersten Kontakte mit Alkohol, erzählte von meinen ersten Räuschen und meinem Widerwillen, und erklärte, was mich am Ende doch überzeugt hatte: die ständige Verfügbarkeit des Alkohols. Er war nicht nur im-

mer verfügbar gewesen, sondern alle Interessen meines sich entwickelnden Lebens hatten mich zu ihm hingezogen. Auf der Straße als Zeitungsjunge, als Seemann und Goldsucher, als Reisender in fernen Ländern – überall, wo Männer zusammenkamen, um Ideen auszutauschen, zu lachen und anzugeben, etwas zu riskieren, sich zu entspannen und die öde Plackerei ermüdender Tage und Nächte zu vergessen, trafen sie sich beim Alkohol. Ort der Versammlung war der Saloon. Dort kamen die Männer zusammen, so wie die Menschen der Urzeit sich um das Feuer auf den Versammlungsplatz oder ans Feuer am Eingang der Höhle gehockt hatten.

Ich erinnerte Charmian an die Bootshäuser im Südpazifik, die sie nicht hatte betreten dürfen, jene heiligen Bezirke, wohin die kraushaarigen Kannibalen vor ihrem Weibervolk flüchteten, um für sich zu feiern und zu trinken, während sie für Frauen bei Todesstrafe tabu waren. Als junger Mann hatte ich mich aus der Enge der weiblichen Einflussnahme in die Saloons und die große, freie Welt der Männer geflüchtet. Alle Wege führten in den Saloon. Tausend romantische und abenteuerliche Straßen liefen in den Saloons zusammen und führten von dort hinaus in die Welt.

»Der springende Punkt ist«, sagte ich am Ende der Predigt, »dass die Verfügbarkeit des Alkohols mich auf den Geschmack gebracht hat. Ich mochte ihn überhaupt nicht. Ich habe darüber gelacht. Und jetzt stehe ich da und bin vom Verlangen des Säufers nach ihm besessen. Zwanzig Jahre hat es gedauert, mir diese Gier einzupflanzen, und dann ist sie zehn weitere Jahre gewachsen. Und die Wirkung, wenn ich dieses Verlangen befriedige, ist alles andere als gut. Von Natur aus bin ich von gesundem Herzen und fröhlich. Aber wenn ich mit John Barleycorn gehe, erfasst mich das ganze Elend des intellektuellen Pessimismus.«



»Aber«, so fügte ich eilig hinzu (wie ich das immer eilig hinzufüge), »man muss John Barleycorn auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er sagt wirklich die Wahrheit. Das ist das Elend daran. Die sogenannten Wahrheiten des Lebens sind nicht wahr. Sie sind die lebensnotwendigen Lügen, mit deren Hilfe sich das Leben erhält. Und diese Lügen enthüllt John Barleycorn.«

»Was dem Leben nicht nützlich ist«, sagte Charmian.

»Wohl wahr«, erwiderte ich. »Und das ist das Schlimmste daran. John Barleycorn treibt uns in den Tod. Und deshalb habe ich heute für die Änderung der Verfassung gestimmt. Ich habe auf mein Leben zurückgeblickt und habe gesehen, wie die Verfügbarkeit des Alkohols mich auf den Geschmack gebracht hat. Weißt du, in jeder Generation werden nur relativ wenige Alkoholiker geboren. Damit meine ich einen Menschen, dessen innere Chemie nach Alkohol verlangt und die ihn ohne Widerstand dazu treibt. Die überwiegende Mehrheit der gewohnheitsmäßigen Trinker wird nicht nur ohne das Bedürfnis nach Alkohol geboren, sondern sogar mit einer konkreten Abscheu davor. Weder der erste noch der zwanzigste oder hundertste Drink hat sie auf den Geschmack gebracht. Aber sie haben dabei gelernt, so wie man das Rauchen lernt, obwohl das Rauchen lernen viel leichter ist als das Trinken lernen. Sie haben es gelernt, weil der Alkohol so verfügbar war. Die Frauen kennen das Spiel. Sie müssen den Preis dafür zahlen – die Ehefrauen, Schwestern und Mütter. Und wenn sie zur Wahl gehen, dann werden sie für ein Alkoholverbot stimmen. Und das Beste daran ist, dass der künftigen Generation dadurch keinerlei Härten auferlegt werden. Wenn sie keinen Zugang und keine Prädisposition zum Alkohol hat, wird sie ihn auch nicht vermissen. Das bedeutet ein erfüllteres Erwachsenenleben für die

künftig geborenen und heranwachsenden Jungen und natürlich auch für die künftig geborenen jungen Mädchen, die heranwachsen, um das Leben der jungen Männer zu teilen.«

»Warum schreibst du das alles nicht zum Nutzen der künftigen Männer und Frauen auf?«, fragte mich Charmian.  
»Warum schreibst du es nicht auf, um den Frauen, Schwestern und Müttern zu helfen, wenn sie darüber abstimmen?«

»Die Memoiren eines Alkoholikers«, höhnte ich oder, besser gesagt, höhnte John Barleycorn, denn er saß da mit am Tisch bei meinem angenehm beduselten, philanthropischen Säuseln, und es ist einer seiner Lieblingstricks, von einem Augenblick zum nächsten aus einem Lächeln ohne jede Warnung ein höhnisches Grinsen zu machen.

»Nein«, sagte Charmian und ignorierte John Barleycorns Grobheit, wie es schon so viele Frauen gelernt haben. »Du bist kein Alkoholiker, kein Trunksüchtiger, du bist nur ein Gewohnheitstrinker, der in langen Jahren der Geselligkeit John Barleycorns Bekanntschaft gemacht hat. Schreib es auf und nenn es ›Alkoholische Erinnerungen‹.«

## Kapitel 2

Aber ehe ich anfangen muss, ich den Leser bitten, mich mit Sympathie zu begleiten. Und weil Sympathie vor allem Verständnis ist, beginnen Sie damit, mich zu verstehen und über wen und worüber ich schreibe. Zunächst einmal: Ich bin ein erfahrener Trinker. Ich habe keine angeborene Veranlagung zur Alkoholsucht. Ich bin nicht dumm. Ich bin auch kein Schwein. Ich kenne das Spiel des Trinkens von A bis Z und benutze dabei meine Urteilskraft. Ich habe nie

zu Bett gebracht werden müssen. Ich stolpere auch nicht herum. Kurz gesagt, ich bin ein normaler, gewöhnlicher Mann; und ich trinke auf normale, gewöhnliche Weise, soweit man das sagen kann. Und darum geht es hier auch: Ich schreibe über die Wirkung des Alkohols auf den normalen, gewöhnlichen Menschen. Über die mikroskopisch kleine, irrelevante Minderheit der exzessiv Trunksüchtigen habe ich nichts zu sagen.

Es gibt, ganz allgemein gesprochen, zwei Gruppen von Trinkern. Da ist der Mann, den wir alle kennen, fantasielos und stumpf, dessen Gehirn von dumpfen Maden leer gefressen ist, der mit großspurigen, schwankenden Schritten daherkommt, immer wieder in die Gosse fällt und im äußersten Falle blaue Mäuse und rosa Elefanten im Rausch sieht. Das ist der Typ aus den Witzblättern.

Der andere Typ des Trinkers hat Fantasie und Visionen. Selbst wenn er leicht angesäuselt ist, geht er natürlich und gerade, er schwankt und stolpert nicht, weiß genau, wo er ist und was er tut. Nicht sein Körper, sondern sein Gehirn ist angetrunken. Vielleicht sprudelt er vor Witz oder er umarmt die ganze Welt mit brüderlichen Empfindungen. Vielleicht sieht er auch intellektuelle Gespenster und Phantome, die kosmisch und logisch sind und die Form von Syllogismen annehmen. Aber vor allem streift er in diesem Zustand die Hüllen der gesunden Lebenslügen ab und betrachtet voller Ernst das um den Hals seiner Seele geschmiedete eiserne Joch der Notwendigkeit. Das ist die Stunde, in der John Barleycorn seine geheimste Macht zeigt. Sich in der Gosse zu wälzen fällt niemandem schwer. Aber es ist eine schreckliche Prüfung für einen Menschen, senkrecht auf seinen zwei Beinen zu stehen und festzustellen, dass es im ganzen Universum nur eine Freiheit für ihn gibt – nämlich den Tag

seines eigenen Todes vorwegzunehmen. Es ist die Stunde der »Weißen Logik« (davon später mehr), wenn man merkt, dass man niemals die Bedeutung der Dinge begreifen wird, sondern allenfalls ihre Gesetze. Das ist die Stunde der Gefahr. Die Füße betreten den Pfad, der hinunter ins Grab führt.

Diesem Menschen ist alles klar. All die erstaunlichen, kopfgesteuerten Bemühungen um die Unsterblichkeit sind nur Ausdruck der Panik von Seelen mit Todesangst, die gesegnet sind mit dem dreifach verfluchten Geschenk der Fantasie. Ihnen fehlt der Instinkt für den Tod, und wenn die Zeit gekommen ist, um zu sterben, fehlt ihnen der Wille dazu. Sie reden sich ein, sie könnten beim großen Spiel tricksen und für sich eine Zukunft gewinnen, während allen anderen Tieren nur die Finsternis des Grabes oder die vernichtende Hitze des Krematoriums bleibt. Nur er, dieser Mensch in der Stunde der Weißen Logik, weiß, dass diese Menschen sich selbst betrügen und überlisten. Allen widerfährt dieses eine Ereignis. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, auch nicht jene ersehnte Seifenblase für schwache Gemüter – Unsterblichkeit. Nur er weiß das. ER steht ohne zu schwanken aufrecht auf seinen zwei Beinen und weiß das. Er besteht aus Fleisch und Wein und sprühenden Funken, aus Sonnenflirren und Weltstaub, ein verletzlicher Mechanismus, der dazu gemacht ist, eine Zeit lang zu funktionieren, an dem dann die Doktoren der Theologie und Medizin noch herumschrauben und der am Ende doch auf dem Schrotthaufen landet.

Das ist natürlich alles Seelenkrankheit und Lebenskrankheit. Es ist die Strafe, die der fantasiebegabte Mensch für seine Freundschaft mit John Barleycorn zahlen muss. Die Strafe, die der Dumme bezahlt, ist einfacher, leichter. Er säuft bis zur Bewusstlosigkeit. Er schläft wie betäubt, und wenn er träumt, sind seine Träume verschwommen und

undeutlich. Dem fantasiebegabten Mann hingegen schickt John Barleycorn die gnadenlosen, gespenstischen Syllogismen der Weißen Logik. Er betrachtet das Leben und alles, was damit zu tun hat, mit dem scheelen Blick eines pessimistischen deutschen Philosophen. Er durchschaut alle Illusionen. Er wertet alle Werte um. Gut ist schlecht, Wahrheit ist ein Betrug, und das Leben ein Witz. Von den Höhen seines gelassenen Wahnsinns blickt er mit der Sicherheit eines Gottes herunter und sieht alles Leben als böse. Ehefrau, Kinder und Freunde werden im klaren, weißen Licht seiner Logik als Hochstapler und Betrüger entlarvt. Er durchschaut sie, und alles, was er sieht, ist ihre Schwäche, ihre Dürftigkeit, ihre Schabigheit, ihre Jämmerlichkeit. Sie können ihn nicht länger täuschen. Sie sind elende kleine Egoisten, genau wie alle kleinen Menschenwesen, die ihren Lebensanzug als Eintagsfliegen verflattern. Sie sind ohne Freiheit. Sie sind Marionetten des Zufalls. Genau wie er. Das ist ihm klar. Aber es gibt einen Unterschied. Er sieht es, er weiß es und er kennt seine einzige Freiheit: Er kann den Tag seines Todes vorwegnehmen. Was alles nicht gut ist für einen Menschen, der gemacht ist, um zu leben, zu lieben und geliebt zu werden. Aber ein rascher oder langsamer Selbstmord, ein plötzliches Verschütten oder ein allmähliches Versickern im Lauf der Jahre, das ist der Preis, den John Barleycorn verlangt. Keiner seiner Freunde entkommt der gerechten, unausweichlichen Zahlung.

## Kapitel 3

Ich war fünf Jahre alt, als ich das erste Mal betrunken war. Es war ein heißer Tag und mein Vater pflügte den Acker. Ich wurde aus dem Haus geschickt, das eine halbe Meile entfernt war, und sollte ihm einen Eimer Bier bringen. »Und pass ja auf, dass du nichts verschüttest!«, war die Ermahnung zum Abschied.

Soweit ich mich erinnere, war es ein Schmalzeimer, der oben sehr weit war und keinen Deckel hatte. Als ich loswackelte, schwappte das Bier über den Rand und auf meine Beine. Und als ich weiterwackelte, dachte ich nach. Bier war eine sehr kostbare Sache. Wenn man's recht überlegte, musste es wundervoll schmecken. Was für einen anderen Grund sollte es dafür geben, dass ich es zu Hause nie trinken durfte? Andere Dinge, die mir die Erwachsenen vorenthielten, hatten sehr gut geschmeckt. Dann musste das hier auch gut sein. Da konnte man sich auf die Erwachsenen verlassen. Die kannten sich aus. Außerdem war der Eimer sowieso zu voll. Ich spritzte Bier auf meine Beine und verschüttete es auf dem Boden. Warum sollte ich es verschwenden? Es würde nie jemand erfahren, ob ich es getrunken oder verschüttet hatte.

Ich war so klein, dass ich mich hinsetzen und den Eimer zwischen meine Beine nehmen musste, um damit hantieren zu können. Als Erstes nippte ich am Schaum. Das war eine Enttäuschung. Die Köstlichkeit entzog sich mir. Sie befand sich offenbar nicht im Schaum. Der Geschmack war gar nicht gut. Dann erinnerte ich mich, gesehen zu haben, dass die Erwachsenen den Schaum wegbliesen, ehe sie tranken. Ich versenkte mein Gesicht im Schaum und schlabberte die Flüssigkeit darunter. Sie schmeckte überhaupt nicht

gut. Aber ich trank sie trotzdem. Die Erwachsenen wussten schon, was sie taten. Angesichts dessen, wie klein ich war und wie groß der Eimer auf meinem Schoß, war es ziemlich schwer abzuschätzen, wie viel ich trank, insbesondere weil ich die Luft anhielt und bis zu den Ohren im Schaum steckte. Außerdem schluckte ich das Bier so hastig wie Medizin, um die ekelerregende Prüfung so schnell wie möglich hinter mich zu bringen.

Ich schüttelte mich, als ich weiterging, und beschloss, dass der gute Geschmack wahrscheinlich später kommen würde. Außerdem versuchte ich im Verlauf dieser endlosen halben Meile noch ein paar Mal davon. Dann staunte ich, wie viel Bier plötzlich fehlte. Ich erinnerte mich, dass man schales Bier wieder zum Schäumen bringen konnte, um es frisch aussehen zu lassen. Ich nahm einen Stock und rührte in dem, was übrig war, dass es bis zum Rand schäumte.

Mein Vater hat es auch nicht gemerkt. Er leerte den Eimer mit dem gewaltigen Durst des schwitzenden Pflügers, gab ihn mir zurück und setzte den Pflug wieder in Gang. Ich machte mich daran, neben den Pferden herzugehen. Ich erinnere mich, wie ich neben ihren Hufen stolperte und vor die glänzende Pflugschar fiel. Mein Vater riss so heftig am Zügel, dass die Pferde sich fast auf mich draufsetzten. Er hat mir später gesagt, dass ich dem Aufgeschlitztwerden nur um Haaresbreite entgangen war. Ich erinnere mich noch vage, dass mein Vater mich auf den Armen zu den Bäumen am Rande des Feldes trug, während die ganze Welt schwankte und sich um mich drehte und ich in einer Mischung aus tödlicher Übelkeit und scheußlichen Schuldgefühlen versank.

Ich verschief den ganzen Nachmittag unter den Bäumen, und als mich mein Vater bei Sonnenuntergang weckte, war

mir sehr übel; und es war auch ein sehr müder kleiner Junge, der sich nach Hause schleppte. Ich war erschöpft, trug schwer am Gewicht meiner Glieder, und in meinem Magen vibrierte eine Harfe, die auch meine Kehle und mein Gehirn mit erfasste. Ich befand mich im Zustand eines Menschen, der mit einer Vergiftung kämpft. Und das war auch der Fall: Ich war tatsächlich vergiftet worden.

In den Wochen und Monaten, die folgten, interessierte ich mich für Bier genauso wenig wie für den Küchenofen, an dem ich mich einmal verbrannt hatte. Die Erwachsenen hatten recht: Bier war nichts für Kinder. Den Erwachsenen machte es nichts aus; aber den Erwachsenen machte es ja auch nichts aus, wenn sie Pillen und Rizinusöl schluckten. Was mich anging, ich konnte gut ohne Bier auskommen. Ja! Und ich wäre auch bis zum Tag meines Todes gut ohne Bier ausgekommen. Aber die Umstände bestimmten es anders. An jeder Straßenecke meiner Welt winkte John Barleycorn. Man konnte ihm gar nicht entkommen. Alle Wege führten zu ihm. Aber es waren zwanzig Jahre und viele Begegnungen nötig, bei denen man sich grüßte und augenzwinkernd weiterging, bis ich heimlich Gefallen an dem Schuft fand.

## Kapitel 4

In die nächste Runde mit John Barleycorn ging ich mit sieben. Diesmal war meine Fantasie schuld, und ich ließ mich von der Angst in die Begegnung treiben. Meine Familie betrieb immer noch Landwirtschaft, war jetzt aber auf eine Farm an der öden, traurigen Küste von San Mateo, südlich von San Francisco, gezogen. Das war damals eine wilde,



primitive Gegend, und ich hörte oft, wie meine Mutter sich rühmte, dass wir eine alte amerikanische Familie wären und keine zugewanderten Iren oder Italiener wie unsere Nachbarn. Im ganzen Umkreis gab es bloß noch eine weitere alte amerikanische Familie.

Eines Sonntagmorgens befand ich mich – wie oder warum, weiß ich nicht mehr – auf der Morrissey-Ranch, wo sich ein paar junge Leute von den benachbarten Farmen versammelt hatten. Außerdem waren die Alten da, die seit dem frühen Morgen und zum Teil schon seit dem vergangenen Abend getrunken hatten. Die Morrisseys waren eine gewaltige Sippe und es gab viele kraftstrotzende Enkel und Onkel mit schweren Stiefeln, großen Fäusten und rauen Stimmen.

Plötzlich hörte man die Mädchen kreischen. Es wurde »Schlägerei!« geschrien. Es gab einen gewaltigen Aufruhr. Die Männer stürzten aus der Küche heraus. Zwei Riesen mit geröteten Gesichtern und ergrautem Haar hielten sich mit den Armen umklammert. Der eine war Black Matt, der, wie jedermann sagte, schon zwei Menschen getötet hatte. Die Frauen schrien leise, bekreuzigten sich oder beteten stammelnd, verbargen ihre Augen und spähten nur zwischen den Fingern hindurch. Ich aber nicht. Man darf sogar annehmen, dass ich der allerinteressierteste Zuschauer war. Vielleicht würde ich ja diese wunderbare Sache erleben: dass ein Mann getötet wurde. Auf jeden Fall würde ich einen richtigen Männerkampf sehen. Aber meine Enttäuschung war groß. Black Matt und Tom Morrissey klammerten sich bloß aneinander und hoben ihre klobig bestiefelten Füße in einem grotesken, elefantösen Tanz. Sie waren zu betrunken, um sich zu schlagen. Dann nahmen die Friedensstifter sie in den Griff und führten sie in die Küche zurück, um ihre neue Freundschaft zu zementieren.

Bald redeten alle auf einmal, rumpelnd und röhrend, wie das bei solchen Naturburschen mit breiten Schultern so ist, wenn der Whisky ihre Schweigsamkeit erst einmal weggespült hat. Und ich, ein kleiner Steppke von sieben, spähte mit dem Herzen im Mund und zitternden Beinen erwartungsvoll durch die offene Tür, angespannt wie ein Hirsch vor der Flucht – und lernte weitere Besonderheiten der Männer kennen. Staunend sah ich, wie Black Matt und Tom Morrissey sich über den Tisch hinweg in den Armen lagen und liebevoll schluchzten.

Die Sauferei in der Küche ging weiter, und die Mädchen draußen wurden allmählich ängstlich. Sie kannten den Ablauf solcher Gelage und alle waren sie überzeugt, dass etwas Schreckliches passieren würde. Sie erklärten, dass sie nicht dabei sein wollten, wenn es passierte, und jemand schlug vor, zu einer großen, vier Meilen entfernten italienischen Ranch zu gehen, wo man vielleicht tanzen könnte. Sofort teilten sich alle in Paare auf, immer ein Junge mit einem Mädchen, und wanderten die sandige Straße hinunter. Jeder Bursche ging mit seinem Schätzchen – und Sie können sich darauf verlassen, dass ein Siebenjähriger zuhört und über die Liebesgeschichten in seiner Gegend Bescheid weiß. Und siehe da, auch ich war ein Bursche mit einem Mädchen. Ein kleines irisches Mädchen meines Alters war mir zugeteilt worden. Wir waren die einzigen Kinder bei dieser spontanen Veranstaltung. Das älteste Paar war vielleicht zwanzig. Da waren recht erwachsene junge Mädchen von vierzehn und sechzehn, die neben ihren Burschen einhergingen. Wir aber waren einzigartig jung, dieses kleine irisches Mädchen und ich. Wir gingen Hand in Hand, und manchmal – unter Anleitung der Älteren – legte ich ihr den Arm um die Taille. Das war allerdings nicht sehr bequem. Aber ich war sehr stolz an

diesem hellen Sonntagmorgen, als ich die lange, öde Straße zwischen den sandigen Hügeln hinunterging. Auch ich hatte mein Mädchen, und ich war ein richtiger kleiner Mann.

Die italienische Ranch war ein Junggesellenbetrieb. Unser Besuch wurde mit Begeisterung aufgenommen. Die Gläser wurden für alle mit Rotwein gefüllt, und das große Wohnzimmer wurde zur Hälfte für den Tanz leer geräumt. Die jungen Burschen tranken und tanzten zu den Klängen eines Akkordeons mit den Mädchen. Für mich war die Musik göttlich. Ich hatte noch nie so etwas Herrliches gehört. Der junge Italiener, der sie erzeugte, stand sogar auf und tanzte dabei. Er legte die Arme um eins der Mädchen und spielte hinter ihrem Rücken Akkordeon. Was alles ganz wunderschön für mich war, obwohl ich nicht tanzte, sondern an einem Tisch saß und mit großen Augen die Wunder des Lebens anstaute. Ich war ja nur ein kleiner Junge, und es gab im Leben noch so viel zu lernen für mich. Im Lauf der Zeit schenken die irischen Jungs sich den Wein selbst nach, und die Munterkeit und die Hochstimmung nahmen zu. Ich bemerkte, dass einige von ihnen beim Tanzen stolperten und sogar hinfielen und in der Ecke auch einer schlief. Manche Mädchen beschwerten sich und wollten gehen, andere kicherten willfährig und waren bereit, alles geschehen zu lassen.

Als unsere italienischen Gastgeber ganz allgemein Wein angeboten hatten, hatte ich abgelehnt. Meine Erfahrung mit dem Bier hatte mir genügt. Ich hatte keinerlei Neigung, solchem Zeug oder etwas Vergleichbarem noch einmal zuzusprechen. Aber unglücklicherweise sah Peter, einer der jungen Italiener, ein rechter Schelm, mich jetzt alleine darsitzen. Aus einer Laune heraus füllte er ein Wasserglas zur Hälfte mit Wein und schob es mir hin. Er saß auf der anderen Seite des Tisches. Ich lehnte ab. Sein Gesicht wurde

streng, und er bot mir den Wein noch einmal nachdrücklicher an. Und da überfiel mich die Angst – eine Angst, die ich genauer erklären muss.

Meine Mutter hatte Theorien. Erstens behauptete sie hartnäckig, dass alle Dunkelhaarigen und der gesamte Stamm der dunkeläugigen Menschen »falsch« seien. Dass meine Mutter blond war, brauche ich wohl nicht zu sagen. Zweitens war sie überzeugt, dass die dunkeläugigen, mediterranen Rassen sehr empfindlich, zutiefst hinterhältig und äußerst mordlustig waren. Wann immer ich mir die schreckliche, fremde Welt von ihren Lippen erklären ließ, hörte ich wieder und wieder, dass ein Italiener einem unweigerlich ein Messer in den Rücken stoßen würde, um sich zu rächen, wenn man ihn auch nur im Geringsten und ganz unabsichtlich gekränkt hatte. Das war ihr Lieblingsausdruck – »das Messer in den Rücken stoßen«.

Und obwohl ich am Morgen nur allzu gern dabei zugeschaut hätte, wie Black Matt Tom Morrissey erschlug, war ich nicht bereit, den Tänzern das Spektakel zu bieten, wie ein Messer in meinem Rücken steckte. Ich hatte noch nicht gelernt, zwischen Fakten und Theorien zu unterscheiden. Mein Glaube an das, was meine Mutter über den italienischen Charakter sagte, war bedingungslos. Außerdem hatte ich eine undeutlich flackernde Ahnung von der Heiligkeit der Gastfreundschaft. Ich sah mich einem hinterlistigen, hochempfindlichen, mordlustigen Italiener gegenüber, der mir Gastfreundschaft anbot. Man hatte mich gelehrt, dass er mich mit einem Messer erstechen würde, wenn ich ihn beleidigte, so wie ein Pferd mit den Hufen ausschlug, wenn man ihm zu nahe kam und es bedrängte. Außerdem hatte Peter, dieser Italiener, genau solche schrecklichen schwarzen Augen, von denen mir meine Mutter erzählt hatte. Diese